

Die Insel und die Küste: Sansibar und Dar

May Joseph

Für Hajra und Natasha

März 19, 2024

Zanj-Bar, 2023

Als die abfahrende Fähre die zurückweichende Küstenlinie von Dar es Salaam, dem Hafen des Friedens, hinter sich lässt, taucht die ganze Intensität und Schönheit der ostafrikanischen Küste das lebhafte Deck mit den reisenden Schulkindern, den Hochzeitsreisenden vom Festland und den vielen einheimischen Tourist*innen, die sich angeregt unterhalten, in goldenes Licht. Sie sind auf dem Weg zur sagenumwobenen "Insel der schwarzen Menschen", Sansibar. Da dies meine Traumreise auf die Insel meiner Kindheit ist, nachdem ich fünfzig Jahre lang nicht in Tansania war, nehme ich die physische Entfernung in mich auf und denke daran, wie lange all die Menschen gebraucht haben, die jahrhundertlang von Bagamoyo nach Sansibar verschifft wurden, um die Sklavenwirtschaft auf der Insel zu bedienen. Diese Geschichte ist nie weit entfernt von der festlichen, touristischen Atmosphäre der Reisenden auf dieser Insel Zanj-bar, auch "Schwarze Küste" auf Arabisch. Die Seereise ist traumhaft schön, und die Farben des Indischen Ozeans brechen sich in den glitzernden Wellen. Die Meeresluft hat ihren unverwechselbaren Duft nach Salz und Säure, vermischt mit dem heißen Geruch von Schweiß und Brise. Es ist ein berauschendes und verführerisches Gefühl, das die Betrachtenden in ihren Bann zieht, während sich in der Ferne die atemberaubende Küstenlinie von Zanj-bar abzeichnet.

Es ist Dezember 2023, und diese Reise zur Insel der Schwarzen Küste ist die Reise, von der ich geträumt habe, seit ich als Kind in der Küstenstadt Dar es Salaam aufgewachsen bin. In den 1960er und 1970er Jahren war Sansibar für den Tourismus nicht zugänglich. Es war eine revolutionäre Insel, die sich mit einer anderen Identität als das Festland rühmte und deshalb gleichzeitig ein exotisches Gespenst aus dem Hafen des Friedens und in der Vorstellung des Festlandes abwesend war. In der Schule wurde mir beigebracht, dass Sansibar sich vom Festland unterscheidet, weil dort seit Jahrtausenden arabische, asiatische und afrikanische Menschen eng beieinander leben und es schließlich zu einer gewaltsamen Revolution zwischen tansanischen

Nationalisten und der lokalen arabischen Bevölkerung der Insel kam. Meine Kindheit in Dar Es Salaam verlief parallel zu der schattenhaften Geschichte der Kämpfe Sansibars um politische Souveränität, die sich gegen die drohende Küstenhegemonie des tansanischen Festlandes richtete. Sansibar war für Touristen tabu. In den 1960er Jahren befand es sich in einem ständigen Ausnahmezustand und stand unter militärischer Überwachung.

Jetzt, im Jahr 2023, atme ich die Inselluft ein, während wir uns dem außergewöhnlichen Archipel nähern und über Changu oder die Gefängnisinsel in Richtung Unguja-Insel fahren, und mir wird klar, dass Sansibar eine unverwechselbare archipelagische Identität hatte, die ein Schmelztiegel der Welt war, ganz anders als die Küstenstadt Dar es Salaam. Sansibar war ein Mikrokosmos der Welt, der jede reisende Person, jeden Kolonisator und jede*n Händler*in in sich aufnahm, zusammen mit der abscheulichen Geschichte des Versklavtenhandels, der ganze Bevölkerungsgruppen aus dem Hinterland Ost- und Zentralafrikas hierher brachte, um sich nach der Abschaffung der Versklavung auf Sansibar niederzulassen. Sansibar nahm die Geschichte der Welt in sich auf und spuckte gleichzeitig seine synkretistischen arabisch-afrikanisch-asiatischen Manifestationen in die Welt aus, weit verstreut von Brasilien bis Oman, und Indien bis nach Europa.

Angekommen im Durcheinander vom Hafen in Stone Town, gerät man direkt in den Strudel der zentripetalen Kräfte, die diesen Archipel für die Welt und für Tansania so prägend machen. Ich fand eine Beziehung zum Festland, wie ich sie mir nie hätte vorstellen können - von Sansibar aus ist Tansania "die Küste". Einheimische, die seit den 1960er Jahren auf Sansibar leben, sprechen von der Küste mit sorgfältig verschleierte Vorsicht. Der neue Wohlstand ist auf Kosten ihrer eigenen Geschichte entstanden. Auf dem Marktplatz am Wasser höre ich Klagen von Verkäufern, dass es ihnen viel besser ginge, wenn sie nicht gezwungen wären, zur Küste zu gehören. Alle ihre hart erarbeiteten Gewinne gehen an "die Küste". Während ich mich mit allen und jeder*m auf Suaheli unterhalte, treffe ich auf Nachkommen ehemaliger Versklavter, deren Familien aus Mombasa und Lamu stammen, und die von den lebenden Geschichten ihrer Vorfahren erzählen, die zwangsweise auf die Insel gebracht wurden. Als ich mich mit den smarten jungen Angestellten des Hotel- und Gaststättengewerbes unterhielt, wurde mir bald klar, dass fast alle jungen Leute, mit denen ich sprach, aus dem Hinterland des Festlandes kamen, aus

Tabora, Mwanza, Arusha, Shinyanga und Iringa. Sansibar war der Traumjob auf einer Freizeitinsel. In Gesprächen mit einheimischen Sansibaris auf den Straßen stieß ich auf Unmut über die Tatsache, dass das Füllhorn des globalen Reichtums zwar die Tourismusindustrie Sansibars überschwemmt hat, dies aber nicht dem Leben der Einheimischen zugute kam, deren Infrastruktur und öffentliche Gesundheitssysteme überlastet und völlig unterfinanziert sind. Die vielfältigen Verflechtungen arabischer, afrikanischer und asiatischer Geschichte über Jahrtausende hinweg weichen den neuen globalen Synkretismen, die durch den modernen Tourismus auf die Insel getragen werden. Die Ausbreitung der Insel öffnet den liminalen Archipel als ein Simulakrum multipler Zeitrahmen. Die koloniale Geschichte der Eroberung und Besetzung Sansibars verschmilzt mit der Geschichte der Arbeitsmigration vom tansanischen Festland auf die Insel und der neuen globalen Wirtschaft des Ökotourismus. Irgendwo in dieser äußerst lebendigen, vielschichtigen, tief verschlungenen Mischung aus vernetzten Geschichten lag der Grund für meinen eigenen Besuch auf Sansibar. Ich war hier, um um die Vergangenheit meiner Familie zu trauern. Ich wollte mich an die verlorene Geschichte von 1964 erinnern und mir neu ausmalen, was wirklich geschehen war. Ich wollte sehen, wie die einzigartige Geschichte der vergangenen Migrationen auf der Insel die unverwechselbaren palimpsestischen Zukünfte hervorgebracht hat, die sich nun in die Welt ausbreiten. Auf der Insel Sansibar fühlte ich mich zu Hause. Zwischen den arabischen und afrikanischen Kulturen verbanden die asiatischen Kontinuitäten die Handelsästhetik des Festlandes mit dem maritimen Erbe der Insel. Als ich mich auf Sansibar einlebte, konnte ich mich mit den politischen Gründen auseinandersetzen, die meine Familie dazu veranlasst hatten, "die Küste" zu verlassen - Dar-es-Salaam, unseren Hafen des Friedens. Es war eine Geschichte, die mit der Ära der Nationalisierungen, der Afrikanisierung und anti-asiatischen Stimmungen verbunden war, die in der heute vergessenen Vergangenheit der frühen 1970er Jahre begraben lagen. Die neue Globalisierung der 2020er Jahre lässt diese ferne sozialistische Vergangenheit irgendwie archaisch und irrelevant erscheinen. Doch für die Kinder der Ujamaa-Revolution steht eine Aufarbeitung, eine Verbindung, ein Erinnern noch aus. Sansibar ist der Schmelztiegel, von dem aus man auf die sehnsüchtige, weite tansanische Küste zurückblicken kann, um die schwierigen Fragen von Verlust, Wandel und Geschichte neben der neuen Globalisierung zu stellen.

Rückblende: Dar-es-Salaam, 1972. Die Angst, asiatisch zu sein

Im Jahr 2022, dem 50. Jahrestag der Vertreibung der Asiat*innen aus Ostafrika, scheint ein Wechsel zum Bekenntnismodus angebracht. Ich erinnere mich lebhaft an 1972. Ich war eine frühreifer Leserin und las regelmäßig *The Standard*, die damals wichtigste Zeitung Tansanias. Die schrecklichen Fotos von Folterungen und die Berichte über die Gräueltaten unter Idi Amin haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Bilder von fliehenden Asiat*innen in Flughäfen, von heruntergekommenen Menschen in Angstzuständen. Zum ersten Mal begann ich mich davor zu fürchten, Asiatin zu sein. Ich fürchtete um meine Familie und darum, was passieren würde, wenn Amin über die Grenze zu uns eindringen würde. Angst ist das einzige Gefühl, an das ich mich von 1972 bis zu unserer Abreise 1975 erinnern kann. Die Angst war unbestimmt, spürbar, konstant, leise, aber immer da. Sie war greifbar, weil mein Vater in einem bekannten Unternehmen in Dar Es Salaam arbeitete. Mitte der 1970er Jahre war jede*r Asiat*in in einer Führungsposition eine klare Zielscheibe. Anfangs waren es ohnehin nur sehr wenige, aber im Zuge der Verstaatlichungspolitik, die das Land erfasste, schrumpfte ihre Zahl noch schneller.

Bald war meine Familie Teil des Exodus aus Tansania. Vater wurde seines Postens enthoben, wie es vielen Asiat*innen in Führungspositionen nach den neuen Einbürgerungsregeln ergangen war.¹ Im Laufe der Jahre hatten wir bereits viele schlaflose Nächte durchlebt, stets in der Angst, dass die Morddrohungen gegen die asiatische Führungsschicht – und damit auch gegen meinen Vater als asiatischen Manager – eines Tages Realität werden könnten. Die Entlassung von Asiat*innen aus ihren Ämtern hing damit zusammen, dass sie Korruption am Arbeitsplatz in Frage stellten oder aufdeckten. In den 1970er Jahren waren Asiat*innen als Berufsgruppe sehr angreifbar. Jegliche Kritik von ihnen an der oberen Verwaltung führte häufig zu ihrer Entlassung.

Was die Schule betraf, so wuchs ich in einer Zeit auf, in der der Staat verstaatlicht und afrikanisiert wurde, doch es fehlte an der notwendigen Infrastruktur, um diesen Wandel vollständig zu tragen. Daher kann meine Generation, die Generation von 1967, behaupten, dass wir unseren Unterricht auf den Straßen von Dar Es Salaam gehabt haben. Da es sich um eine Zeit des Umbruchs handelte, gab es keine ausgebildeten afrikanischen Schullehrenden. Menschen mit

¹ Dias, Clarence. Tansanische Nationalisierungen: 1967-1970.' *Cornell International Law Journal*. Band 4, Ausgabe 1 Herbst 1970.

minimaler Schulbildung unterrichteten Grundschulklassen in Suaheli. In der Forodhani-Grundschule am Ufer von Gerezani war die Mehrheit der Schüler*innen afrikanisch. Zu den wenigen nicht einheimischen tansanischen Schüler*innen gehörten arabischstämmige Sansibaris, die vor der Revolution von 1964 geflohen waren, und eine Mischung aus Tansanias asiatischen Ethnien: Ismaili, Bohora, Gujurathi, Goans und Sikh. Als ich in die Sekundarschule kam, war ich die einzige asiatische Schülerin in der Klasse. Der gesamte Unterricht fand auf Kisuaheli statt, was bedeutete, dass ich die meisten Klausuren nicht bestand, da mein Suaheli nur mittelmäßig war. Meine Klassenkamerad*innen waren Kinder des neuen Tansania, deren Eltern unter der britischen Herrschaft ihrer Menschenwürde beraubt worden waren.

Die Euphorie war greifbar. Meine Klassenkamerad*innen waren die erste Generation afrikanischer Schüler*innen, die zur Schule ging. Sie waren in der Regel einige Jahre älter als ich und gehörten zum Lumpenproletariat - unser Klassenzimmer war chaotisch und lebhaft. Man hatte das Gefühl, dass für uns Vieles aufs Spiel gesetzt wurde, damit wir in Suaheli lernten. Es handelte sich um einen historisch neuen Raum, und der Präsident vermittelte diese Tatsache in aller Deutlichkeit. Als Grundschüler*innen haben wir das sehr wohl verstanden. Wir fegten jeden Morgen das Schulgelände, marschierten und lernten, uns gegenseitig "Ndugu" zu nennen, um jede Form von *racial* oder ethnischen Unterscheidungen zu vermeiden. Die Handvoll Asiat*innen in den staatlichen Schulen, die ich besuchte, waren über die unterschiedlichen Jahrgänge verstreut. An der Azania Secondary School hatte ich keine asiatischen Klassenkameraden, so dass meine Erinnerung an diese Zeit sowohl evokativ als auch von Eselsbrücken am Leben erhalten ist.

Die Afrikanisierung der tansanischen Privatschulen, von denen viele von Asiat*innen gegründet und geleitet wurden, bedeutete Integration durch soziale Umwälzungen. Der obligatorische Gebrauch von Suaheli im Unterricht bedeutete eine gewisse immersive Assimilation der Asiat*innen in das kulturelle Milieu. In der Grundschule bedeutete dieser chaotische Übergang vom Englischen zum Suaheli, dass der Unterricht nur sehr rudimentär war und weitgehend aus dem Auswendiglernen der Arusha-Erklärung in der Grundschule bestand. Der eigentliche Erfolg des ersten Jahrzehnts dieser Vernakularisierung des Bildungswesens bestand jedoch in den größeren Anstrengungen zur Alphabetisierung der Jugend, die die Swahilisierung mit sich brachte. Die Kinder von Bauern und Landarbeiter*innen lernten zum ersten Mal in ihrer Landessprache lesen und schreiben. Es war ein bewusster Prozess der

Entkolonialisierung, des Verlernens der kolonialen Unterwerfung und des Erlernens einer neuen Politik der Freiheit. Eine Ethik der Befreiung war spürbar am Entstehen.

Auf der Ebene des öffentlichen Lebens wurden drastische wirtschaftliche Entscheidungen getroffen, um der prekären Lage der tansanischen Exportwirtschaft zu begegnen. Die Enteignung von Eigentum wurde zu einem zentralen Streitpunkt, der die tansanischen Asiat*innen betraf.

Insbesondere die dramatischen wirtschaftlichen Veränderungen, die auf die Verstaatlichungsgesetze von 1967 und dem Buildings Acquisition Act von 1971 folgten, führten zu einem dezimierenden Angriff auf die Legitimität der asiatischen Lebensqualität in Tansania.² Furcht und Angst begleiteten das tägliche Leben. Eine tansanische Asiatin zu sein, wurde zu einem echten Stressfaktor. Wahllose Angriffe auf die eigene asiatische Person, waren für Schulkinder keine Seltenheit, da sich die anti-asiatische Stimmung Mitte der 1970er Jahre verstärkte. Die Möglichkeit, mit Steinen beworfen oder bespuckt zu werden, war immer gegeben. Diese neue Ära der antiasiatischen Stimmung war ein Mittel, um von den drängenden Problemen wie Korruption, Vetternwirtschaft, Bestechung und politischer Günstlingswirtschaft abzulenken, die die lokale Politik prägten und es für tansanische Asiat*innen in jenen turbulenten Jahren fast unmöglich machten, Möglichkeiten zur Legitimation zu finden.

Ein unsichtbarer Kummer

Meine Familie verließ Tansania am 25. August 1975. Ich erinnere mich an dieses Datum, weil wir an dem Tag in Addis Abeba landeten, an dem der Flughafen nach der Ermordung von Haile Selassie vom Militär übernommen worden war. Auf dem Flughafen herrschte Chaos, und mein kleiner Koffer mit allem, was ich besaß, ging in Addis Abeba verloren. Meine wertvollen Bücher, meine coolen afrikanischen Kleider und meine seltene Briefmarkensammlung. Als ich in Bangalore, Indien, ankam, fehlte mir meine gesamte Kindheit - ich hatte die Orientierung verloren. Ich hatte einen Nervenzusammenbruch. Inmitten des großen Chaos, das durch die erzwungene Umsiedlung meiner Eltern, ihren emotionalen Schock und die daraus resultierende Depression meines ehemals energiegeladenen und optimistischen Vaters entstand, ging meine eigene Krise jedoch unter.

² Nagar, Richa, "Die südasiatische Diaspora in Tansania: A History Retold." *Comparative Studies of South Asia, Africa, and the Middle East* 16: 62-80. 1996.

Was mir in den darauffolgenden Jahren half, unsere Vertreibung zu verarbeiten, war die Erfahrung, andere Swahili sprechende ostafrikanische Asiat*innen in Bangalore anzutreffen. Ich lernte Kinder kennen, deren Eltern ihre Sprache verloren hatten. Die meisten Familien hatten ihre gesamten Ersparnisse verloren. Ich habe immer noch das Bild einer ehemaligen ugandischen Lehrerin vor Augen, der Mutter eines Freundes von mir. Sie hatte vor lauter Schock ihre Stimme verloren, war schäbig gekleidet und schaukelte den ganzen Tag stumm auf ihrem Stuhl. Andere ugandische Familien, die nach Bangalore verpflanzt wurden, suchten bei kirchlichen Wohltätigkeitsorganisationen Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen.

In Dar Es Salaam prägte die tragische Geschichte eines Bekannten meiner Eltern, der aus Verzweiflung Selbstmord beging, indem er sich ins Meer stürzte, diese Zeit. Andere Familien brachen in einer Spirale des Schocks zusammen, bevor sie in Indien allmählich wieder auf die Beine kamen. Bangalore war ein Zufluchtsort für ostafrikanische Asiat*innen, die in verschiedenen Stadien des Schocks und der Trauer über ihr zerstörtes Leben und ihre verlorenen Ersparnisse zurückkehrten. Nach und nach eröffneten diese vertriebenen Menschen aus Ostafrika in Bangalore Geschäfte und Handelsniederlassungen. Sie sprachen untereinander Suaheli. Ein kleines Stück Ostafrika in Bangalore.

Ich wollte Dar Es Salaam nie verlassen. Dar war mein Zuhause. Mein Traum war es, an der Universität von Nairobi oder vielleicht Makerere zu studieren. Dar Es Salaam zu verlassen, war für mich unvorstellbar. Es ging alles sehr schnell. Ich war nicht auf den Umzug nach Indien vorbereitet, wo niemand die schöne und zugleich dramatische Utopie, aus der ich kam, verstand – trotz all der politischen Unruhen.

Das Leben war pulsierend, als ich in Upanga aufwuchs. Kulturell war es afro-arabisch-asiatisch. Unsere Hausnachbarn waren ultracoole afroamerikanische Radikale, aus deren Wänden die neueste Schwarzamerikanische Musik dröhnte. Die Opernklänge unseres ungestümen, waffenbesitzenden italienischen Nachbarn machten mich mit dem vertraut, was ich heute als Luciano Pavarotti kenne. Meine Mutter unterrichtete afrikanische Geschichte und Sport an der Kisutu Secondary School und war diejenige, die mich mit Ngugi Wa Thiong'o bekannt machte, da sie zu der ersten Gruppe afrikanischer Lehrenden gehörte, die seine Werke in den 1960er Jahren unterrichteten.

Das tägliche Leben war kulturell gesehen muslimisch geprägt, von der täglichen Begrüßung bis hin zu den Essensverboten. Ich ging jeden Tag zu Fuß zur Schule, tanzte in der Schule Ngomas und übte zu Hause regelmäßig Bharatanatyam. Meine Nachmittage verbrachte ich damit, mit dem Fahrrad durch die Bougainvillee-Viertel zu fahren, klassische karnatische Musik zu hören und mit den Nachbarskindern Straßenhockey zu spielen. Wir aßen Biryani am Strand und genossen sonnenverwöhnte Sonntage beim Herumtollen im lindgrünen, sanften Meer. Manchmal beendete ein dreistündiger Hindi-Film im Drive-In mit Popcorn und Coca-Cola eine besondere Woche. Der Kariakoo-Markt war jedes Wochenende ein Muss, um mit meinem Vater frischen Fisch und Gemüse zu kaufen. Als Kinder genossen wir die Meeresbrise, tranken Kokosnusswasser mit geröstetem Mais und sahen uns Wrestling-Kämpfe am Hafen an. Ich liebte es, diese Wrestling-Kämpfe zu beobachten, während die Fischerboote mit ihrem täglichen Fang einfuhren. Ich hatte sogar einen wilden Affen als Haustier, der jeden Tag um 16 Uhr erschien, um sich bei mir eine Banane zu holen. Oft weinte ich bei dem Gedanken, wer ihn wohl füttern würde, nachdem wir gegangen waren.

Während meiner eigenen Depression als Teenager in Bangalore bemerkte ich, dass die Angst verschwunden war, obwohl mich die Veränderung tief verzweifeln ließ. Hier in Indien kümmerte es niemanden, wie ich aussah. Plötzlich konnte ich mich freier bewegen, ohne als Minderheit angefeindet zu werden. Ich würde immer Tansanier bleiben, doch der neue Zustand, in meiner Wahlheimat keine Minderheit mehr zu sein, eröffnete mir eine neue Möglichkeit – eine, in der ich aufblühte. Ich begann, meine Stimme wiederzufinden und erneut zu sprechen.

Ostafrikanischer Affekt

Dafür, dass ich das Land noch nicht besucht habe, ist "Uganda" ein Wort, das einen Großteil meiner Kindheit geprägt hat. Ich war nie dort, aber als junge Schülerin in Dar Es Salaam in den 1970er Jahren strebte ich danach, eines Tages an der Makerere-Universität aufgenommen zu werden. Ugali, Matoke und Mandazi gehörten zu den Grundnahrungsmitteln bei uns zu Hause, und meine Mutter kochte oft ein wunderbares "indisches" Matoke-Gericht, das ihr eine enge ugandische befreundete Person beigebracht hatte. Und dann kam Idi Amin, und das Leben meiner Familie und all unserer Freunde und Bekannten, die ostafrikanische Asiat*innen waren,

änderte sich für immer. Uganda wurde zu einer affektiven Erfahrung der Politikverdrossenheit, die uns verfolgte. Es war ein Ort von großer Schönheit und gleichzeitig ein Symbol von schrecklichem Unglück für Asiat*innen in Ostafrika. Uganda war eine verlorene Liebe und eine Warnung, niemals zu vergessen, dass man als einwandernde Person immer eingewandert bleibt.

In letzter Zeit habe ich angesichts der Strafgesetze gegen die "Dreamers" und der einwanderungsfeindlichen Politik der Vereinigten Staaten sowie der damit einhergehenden Inhaftierungen, Abschiebungen, Hausfriedensbrüche und körperlichen und polizeilichen Misshandlungen von Gemeinschaften, die seit Jahrzehnten in den USA leben, eine unbestimmte Angst verspürt, die ich als "Uganda-Effekt" bezeichnen würde.

Es ist schrecklich, sich auf bestimmte Orte wie Kambodscha unter Pol Pot, Uganda unter Idi Amin und jetzt die Vereinigten Staaten unter Donald Trump, in einer Weise zu berufen, die komplexe Prozesse und Folgen reduziert und vereinfacht. Angesichts der fünfzig Jahre seit der Vertreibung der Asiat*innen aus Uganda ist es jedoch vielleicht an der Zeit, unausgesprochene Auswirkungen und unterdrückte Gefühle zu artikulieren.

Teil des Erbe als Asiatin aus Ostafrika ist unter anderem die Angst, dass meine Familie nach dem Vorbild unserer Freunde in Kampala und Entebbe abgeschoben wird. Meine Ängste im Zusammenhang mit plötzlichen politischen Ankündigungen wurzeln in der Angst, die ich vor dem plötzlichen Verschwinden meines Vaters hatte. Er hatte in den frühen 1970er Jahren, als die Ausweisung von Asiat*innen aus Kenia und Uganda begann, mehrere Morddrohungen erhalten. Wie weiter oben beschrieben, waren diese Ängste nicht völlig irrational, und der Grund, warum wir Tansania 1975 verließen, war, dass Vater aufgrund der Einbürgerungsgesetze entlassen wurde und einen Monat Zeit hatte, seine Sachen zu packen und das Land zu verlassen, wenn er seine Ersparnisse behalten wollte. Das war noch freundlicher als das, was den Asiat*innen in Uganda widerfuhr. Nach zwanzig Jahren in Tansania wurde unser Leben durch die Schande plötzlicher Entlassungen, durch Schweigen, Depressionen, eine ungewisse Zukunft, finanzielle Katastrophen und ein Gefühl des Schocks erschüttert, welches unsere körperlichen Erinnerungen an Tansania nie ganz verlassen hat. Tansania war meine Heimat. Ich wurde hier geboren. Ich war ein Teil der Revolution. Ein überstürzter, unerwarteter Abschied schien unmöglich.

Ostafrika in Indien

Meine Ankunft in Bangalore, Indien, im Jahr 1975 markierte ein neues Kapitel des asiatisch-afrikanischen Lebens. Bangalore entwickelte sich zu einem transnationalen afrikanischen Zentrum für die weniger wohlhabenden Geflüchteten aus Ostafrika, während die Wohlhabenderen nach Großbritannien und Kanada flohen. In den 1970er Jahren war Bangalore ein bukolisches Gartenparadies mit üppigen Gärten, ruhigen, entspannten Straßen und einer erholsamen Atmosphäre. Es war ein perfekter Ort, um sich von der traumatischen und angsterfüllten Flucht aus unserer Heimat zu erholen. Bangalore zwang uns, uns nicht mehr als tansanische, kenianische oder ugandische Asiat*innen zu identifizieren, sondern als Ostafrikaner*innen. Das war der Fall für viele Kinder, die wie ich in Ostafrika aufgewachsen waren und sich über Nacht in Indien wiederfanden. Dieser Identitätswandel fand statt, als Indien noch eine geschlossene Volkswirtschaft war und die meisten Inder*innen wenig bis gar keinen Kontakt zu Afrika oder afrikanischen Kulturen hatten. Europa und der Westen galten damals als die einzig erstrebenswerten Orte für die Migration, mit Singapur oder Malaysia als Ausnahmen dieser Regel. Afrika war ein weit entfernter Gedanke. Dies war die allgemeine Einstellung meiner Schulkamerad*innen, die kein Verständnis für die asiatisch-afrikanische Situation aufbrachten. Wir waren ein seltsamer Haufen und wurden als kulturell afrikanisch angesehen. Für asiatische Afrikaner*innen wie mich war der Wechsel vom modernen, großstädtischen und kosmopolitischen Dar Es Salaam ins provinzielle und homogene Bangalore, wo niemand meine kulturellen Wurzeln kannte, eine verheerende Erfahrung. Ich hatte Nervenzusammenbrüche. Ich verlor meine Sprache. Aber wie es in Indien üblich ist, wurde meine neurale Dissoziation inmitten des familiären Chaos der Reintegration in eine neue indische Lebenskultur ignoriert. Das Internat war ein glücklicher, heilsamer Ort, an dem ich andere Kinder aus Ostafrika traf, die ähnliche Erfahrungen mit Vertreibung und Orientierungslosigkeit gemacht hatten. Im Internat begann ich, mir ein umfassenderes Bild vom ostafrikanischen Fallout zu machen - von Kindern, deren Eltern in Depression und Schweigen verfallen waren, und von anderen Kindern, deren Eltern alles verloren hatten, was sie aufgebaut hatten. Ich vermisste zwar Daressalam, mein Leben, meine Freunde und die Straßen, die ich mit dem Fahrrad erkundet hatte, aber ich schätzte mich glücklich, dass unsere Familie intakt war, wie im Gegensatz zu so vielen unserer ostafrikanischen Bekannten, deren Familien durch die Vertreibung zerstört worden waren. Die Sprache kehrte allmählich zurück und die Panik wich.

Die Insel und die Küste

Unguja (oder die Hauptinsel Sansibar) trägt die physische Hauptlast der neuen Nation Tansania. Sie birgt die tiefen Verletzungen der Nationenbildung, da sie 1964 ihrer Hilfssprachen Arabisch, Urdu, Gujarati und Kutchi beraubt wurde, um ihre Swahili-Imagination zu schaffen. Die Insel war das ferne Echo der Ambitionen des Festlandes. Wenn man auf Unguja steht und auf Dar es Salaam zurückblickt, hat man das Gefühl, dass der Preis, den Unguja für die Angliederung an Tanganjika bezahlt hat, noch immer nachhallt. Zwei greifbare Folgen der Angliederung Sansibars an das Festland sind das Exil der arabischstämmigen Bevölkerung, die sich in der Folge über die ganze Welt verbreitet hat, sowie die unversöhnten Spannungen zwischen den arabischen, asiatischen und afrikanischen Synkretismen. Diese Geschichte reibt sich nach wie vor an dem anhaltenden Zustrom ethnischer Gruppen vom Festland, die auf der Insel arbeiten, aber weder Interesse noch Verständnis für die Vergangenheit noch für ihre Auswirkungen auf Sansibars Gegenwart haben. Die kollidierende Zentrifugalkraft der Vergangenheit Sansibars und ihre zentripetale Wirkung auf die Erschütterungen der Weltgeschichte, mit denen sie sich weiterhin überschneidet, machen die Insel heute mächtiger als die Küste. Die zunehmende globale Bedeutung Sansibars kann nur zu einer neuen Volatilität zwischen der Insel und der Küste führen, da die Sprache angesichts der wachsenden Ressentiments der Insel gegenüber der Küste heimlich, vorsichtig und klandestin wird.